

Donna Leon

*Erwige Jugend*  
*Commissario Brunettis*  
*fünfundzwanzigster Fall*

*Roman*

*Aus dem Amerikanischen*  
*von Werner Schmitz*

Diogenes

Titel des Originals:  
›The Waters of Eternal Youth‹  
Das Motto aus: Georg Friedrich Händel,  
*Radamisto*, 2. Akt, 3. Szene  
Das Zitat aus *Medea* von Euripides  
in der Nachdichtung von Franz Grillparzer  
aus dem Jahr 1819, die den Titel  
*Das goldene Vlies* trägt, Vers 1078–80  
Covermotiv: Foto von Brian Law (Ausschnitt)  
Copyright © Brian Law/Trevillion Images

*Für Megan und Martin Meyer*

All rights reserved  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2016  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
1000/16/44/1  
ISBN 978 3 257 06969 3

Er hatte förmliche Essenseinladungen noch nie gemocht, darum litt Brunetti auch heute Abend. Es half nichts, dass er einige der Leute an dem langen Tisch kannte, und es änderte auch nichts an seiner schlechten Laune, dass die Gesellschaft im Haus seiner Schwiegereltern stattfand, in einem der schönsten Palazzi Venedigs. Er hatte sich von seiner Frau und seiner Schwiegermutter breitschlagen lassen, die ihm weismachen wollten, seine berufliche Position werde dem Abend ein Glanzlicht aufsetzen.

Brunetti hatte zwar protestiert, ein Commissario di Polizia sei wohl kaum geeignet, einem für wohlhabende Ausländer veranstalteten Benefizessen Glanz zu verleihen. Doch seine Schwiegermutter war ihm mit ihrer altbewährten Schäferhundtaktik so lange auf den Fersen geblieben, bis sie ihn dort hatte, wo sie ihn haben wollte. Als er schließlich einlenkte, hatte sie hinzugefügt: »Außerdem möchte Demetria dich sehen, tu mir doch bitte den Gefallen, mit ihr zu reden, Guido.«

Brunetti hatte sich geschlagen gegeben und fand sich folglich nun auf der Essenseinladung wieder, der Contessa Demetria Lando-Continui am Kopf der Tafel so entspannt vorsah, als sei der Palazzo ihr eigener. Am anderen Ende, ihr gegenüber, saß ihre Busenfreundin Contessa Donatella Falier, welche ihr für diesen Abend das Hausrecht abgetreten hatte. Ein Wasserrohrbruch über Demetrias eigenem Speisesaal hatte einen Teil der Zimmerdecke her-

unterstürzen lassen und den Raum bis auf weiteres unwohnbar gemacht. Angesichts dieser peinlichen Lage hatte Contessa Lando-Continui sich hilfesuchend an Donatella gewandt. Die tat ihrer Freundin gern den Gefallen, obwohl sie sich selbst nicht an deren Stiftung und dem Anwerben von Spenden beteiligte. Und so umrahmten nun zwei Contessas wie zwei Buchstützen die Tafel, an der außer ihnen noch acht weitere Personen Platz genommen hatten.

Contessa Lando-Continui, eine kleine Frau, sprach Englisch mit leichtem Akzent und musste ihre Stimme offenbar anstrengen, um sich im Raum Gehör zu verschaffen; sie schien öffentliche Auftritte aber gewohnt zu sein. Große Sorgfalt hatte sie auf ihr Aussehen verwandt. Das sehr kurz geschnittene mattgoldene Haar wirkte bei einer so kleinen Frau ebenso jugendlich wie natürlich. Ihr dunkelgrünes Kleid hatte lange Ärmel, die ihre schmalen, von keinerlei Altersflecken entstellten Hände zur Geltung brachten. Ihre Augen, fast vom selben Grün wie das Kleid, passten perfekt zu der von ihr gewählten Haarfarbe. Früher einmal musste sie eine attraktive Frau gewesen sein.

Als er ihr wieder zuhörte, sagte die Contessa gerade: »Ich hatte das Glück, in einem ganz anderen Venedig aufzuwachsen, nicht in diesen Touristenkulissen, die eine Stadt heraufbeschwören, die es nie gegeben hat.« Brunetti nickte, während er genüsslich seine Spaghetti mit Meeresfrüchten verzehrte, die ihn stark an die von Paola erinnerten, vermutlich weil die Köchin seiner Schwiegermutter dieselbe war, die Paola das Kochen beigebracht hatte.

»Es macht mich sehr traurig, dass die Stadtverwaltung alles Erdenkliche tut, um immer noch mehr Touristen an-

zulocken. Während gleichzeitig«, betonte die Contessa und warf einen ernsten Blick in die Runde, »venezianische Familien, vor allem die jüngeren, aus der Stadt vertrieben werden, weil sie sich die Mieten nicht mehr leisten können, von einem Hauskauf ganz zu schweigen.« Ihr Kummer war so echt, dass Brunetti zu seiner Frau hinübersah, die zustimmend nickte.

Zur Linken der Contessa saß ein junger blonder Engländer, der ihm als Lord Soundso vorgestellt worden war; neben ihm eine berühmte englische Historikerin, deren Buch über das Haus Savoyen Brunetti mit großem Vergnügen gelesen hatte. Dabei verdankte Professorin Moore die Einladung wohl der Tatsache, dass sie in ihrem Buch mit keinem Wort erwähnte, auf wie vertrautem Fuß die Familie des verstorbenen Gatten der Gastgeberin mit Mussolinis Regime gestanden hatte. Links von ihr saß ein weiterer Engländer, der Brunetti als Bankier vorgestellt worden war, und neben diesem, Brunetti genau gegenüber, Paola, zur Rechten ihrer Mutter.

Dass man Brunetti neben seiner Schwiegermutter und gegenüber seiner Frau platziert hatte, war bestimmt ein Verstoß gegen die Etikette. Doch Brunetti war so erleichtert, in vertrauter Nähe zu sein, dass ihn die Regeln nicht kümmerten. Zu seiner Linken saß die Gattin des Bankiers, die als Juraprofessorin in Oxford tätig war; dann ein Mann, den Brunetti vom Sehen kannte, und schließlich ein deutscher Journalist, der seit Jahren in der Stadt lebte und dabei einen solchen Zynismus entwickelt hatte, dass man ihn glatt für einen Italiener halten konnte.

Brunetti blickte zwischen Contessa Falier und Contessa

Lando-Continui hin und her, und wie immer, wenn er die beiden zusammen sah, staunte er darüber, welch seltsame Paare das Leben hervorbrachte. Seine Schwiegermutter hatte die andere Contessa gewissermaßen geerbt, als diese zur Witwe wurde. Locker befreundet waren sie da schon seit Jahren gewesen, doch der Tod von Conte Lando-Continui hatte sie zusammengeschweißt. Es hatte Brunetti verwundert, wie eng die Freundschaft geworden war, da Contessa Lando-Continui auf ihn so viel reservierter als seine Schwiegermutter wirkte. Sie war stets höflich zu ihm, bisweilen mit einem Anflug von Herzlichkeit, dennoch wurde er das Gefühl nicht los, nur ein Anhängsel von Paola und deren Mutter zu sein. Ob so manche Ehefrau sich ähnlich unwohl fühlte wie er?

»Ich möchte noch einmal unterstreichen«, setzte Contessa Lando-Continui von neuem an, und Brunetti wandte ihr seine volle Aufmerksamkeit zu. Während sie Luft holte, um fortzufahren, wurde sie von dem Gast neben ihrem rechten Tischherrn unterbrochen. Brunetti kannte ihn vage vom Sehen. Dunkelhaarig, knapp vierzig Jahre alt, trug er einen Kinn- und Oberlippenbart, der an den letzten russischen Zaren erinnerte.

»Meine liebe Contessa«, sagte er mit lauter Stimme und erhob sich von seinem Stuhl, »schuldigen machen wir uns alle, was das Anlocken von Touristen angeht. Auch Sie.« Entsetzt, dass jemand die Worte »schuldigen« und »Sie« in einem Atemzug nannte, starrte die Contessa ihn, ohne ein Wort zu sagen, an. Ob dieser Mensch womöglich auch noch einen Beweis auf Lager hatte? Sie legte die Hände mit den Handflächen nach unten zu beiden Seiten ihres Tellers auf

den Tisch und spannte sie an, als wolle sie, sollte das Gespräch unangenehm werden, jeden Moment das Tischtuch herunterreißen.

Die anderen schwiegen betreten. Der Mann aber lächelte der Contessa zu und erklärte in die entstandene Stille hinein, mit Rücksicht auf die Mehrheit am Tisch auf Englisch: »Wie Sie alle wissen, hat die Generosität unserer Gastgeberin – welche die Sanierung zahlreicher Bauwerke unterstützt hat – unendlich viel zum Erhalt der Schönheit Venedigs beigetragen und damit die Attraktivität der Stadt als Reiseziel für jene, die dem Faszinosum erliegen, maßgeblich gesteigert.« Triumphierend sah er in die Runde.

Der Contessa war das Wort »Generosität« nicht entgangen; ihre Miene entspannte sich, die Totenstarre ihrer Hände löste sich, und sie ließ das Tischtuch los. Sie machte eine abwehrende Geste in Richtung des Redners, wie um ihm das Wort abzuschneiden. Doch die Wahrheit, dachte Brunetti, brach sich unaufhaltsam Bahn. Der Mann hob sein Glas. Man fragte sich, ob er seine Rede auswendig gelernt hatte, so locker, wie sie ihm über die Lippen kam.

Als Brunetti sich ein Stück nach vorne neigte und den massigen Körperbau des Mannes bemerkte, fiel ihm wieder ein, woher er ihn kannte: Man hatte ihn ihm vor ein paar Jahren bei einem Treffen des Circolo Italo-Britannico vorgestellt. Das erklärte auch, warum er sich auf Englisch so flüssig ausdrückte. Und vor ein paar Wochen hatte er das bärtige Gesicht neben einer Meldung im *Gazzettino* gesehen: Der Mann war vom Denkmalschutz mit der Inventarisierung der marmornen Wandtafeln in der Stadt beauftragt worden. Brunetti hatte den Artikel gelesen, weil über dem

Eingangsportal des Palazzo Falier gleich fünf solcher Tafeln prangten.

»Verehrte Anwesende, Freunde von La Serenissima«, fuhr der Mann fort, und sein Lächeln wurde noch breiter. »Erlauben Sie mir, einen Toast auszubringen auf unsere Gastgeberin, Contessa Lando-Continui! Ganz persönlich, als Venezianer, wie auch beruflich, als jemand, der mit dem Erhalt dieser Stadt betraut ist, möchte ich der Contessa danken für alles, was sie getan hat, damit meine Stadt eine Zukunft hat.« Und mit einem Blick und einem Lächeln in Richtung Contessa: »Unsere Stadt.« Dann, um nur ja nicht den Eindruck entstehen zu lassen, er schließe die anwesenden Nicht-Venezianer aus, wies er breit lächelnd mit der freien Hand in die Runde und korrigierte sich erneut: »Ihre Stadt. Denn Sie haben Venedig in Ihr Herz und Ihre Träume aufgenommen, sind, zusammen mit uns, *Veneziani* geworden.« Der lang anhaltende Applaus zwang den Redner schließlich, sein Glas abzustellen, um dem Beifallsturm mit beiden Händen Einhalt zu gebieten.

Hätte Brunetti neben Paola gesessen, hätte er ihr zugehört, ob sie womöglich Gefahr liefen, einer Charmeoﬀensive zu erliegen; ein rascher Blick in ihre Richtung bewies, dass sie seine Sorge teilte.

Als wieder Stille eintrat, fuhr der Mann fort, nun direkt an die Contessa gewandt: »Wir Mitglieder von *Salva Serenissima* sind Ihnen, liebe Contessa, zutiefst dankbar, dass Sie um das Wohl dieser Stadt besorgt sind, die wir lieben und die aus unserem Leben und aus unseren Träumen nicht wegzudenken ist.« Er nahm sein Glas und prostete der Runde zu.

Der Bankier und seine Frau erhoben sich von ihren Plätzen wie am Ende einer besonders bewegenden Vorstellung, doch als sie merkten, dass die anderen am Tisch sitzen blieben, strich er eine Knitterfalte an seiner Hose glatt und sank auf seinen Stuhl zurück, während sie sorgfältig ihren Rock zurechtzupfte, als sei sie nur deswegen aufgestanden.

Salva Serenissima, dachte Brunetti: Das also war die Verbindung zwischen den beiden. Doch bevor er in Erfahrung bringen konnte, was genau der Redner mit dieser Organisation zu schaffen hatte, rief eine tiefe Männerstimme auf Englisch: »Hört, hört!«, als seien sie im britischen Oberhaus und Seine Lordschaft müsse lautstark Zustimmung bekunden. Brunetti setzte ein Lächeln auf und hob wie die anderen das Glas, trank jedoch nicht. Er schaute zu Paola hinüber, die ihm, da sie zu der Freundin ihrer Mutter am anderen Ende des Tisches sah, ein Dreiviertelprofil zuwandte. Als spüre sie seinen Blick, drehte Paola sich zu ihm um, schloss die Augen und schlug sie langsam wieder auf wie jemand, der soeben erfahren hat, dass die Kreuzigung gerade erst begonnen habe und noch diverse Nägel fehlten.

Der Redner hatte seinen Vorrat an Lobeshymnen offenbar erschöpft; er nahm Platz und wandte sich seinem mittlerweile kalt gewordenen Essen zu. So auch Contessa Lando-Continui. Die anderen versuchten die unterbrochenen Gespräche wiederaufzunehmen. Man speiste munter plaudernd weiter, begleitet vom Klappern des Silberbestecks.

Contessa Falier hatte, wie Brunetti bemerkte, diesmal nichts von einem Schäferhund an sich; eher wirkte sie wie ein schläfriger Pudel, dekorativ, aber gelangweilt und un-

aufmerksam. Da Paola sich mit dem Bankier unterhielt, legte Contessa Falier die Gabel ab und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. Die Frau zu Brunettis Linken sprach wiederum mit dem Mann, der den Toast auf die Contessa ausgebracht hatte. Gelegenheit für ein Gespräch mit seiner Schwiegermutter, deren Meinungen Brunetti oft ebenso verblüfften wie die entlegenen Quellen, aus denen sie sich speisten.

Sie kamen auf die jüngsten Berichte zu dem gigantischen MOSE-Projekt zu sprechen, das die Stadt eines Tages vor weiteren Hochwasserschäden schützen sollte. Wie viele Venezianer waren sie von Anfang an überzeugt gewesen, dass die Sache zum Himmel stank. Und dieser Geruch war in den letzten drei Jahrzehnten nur immer noch schlimmer geworden. Brunetti hatte zu viel gehört und gelesen, um irgendwelche Hoffnungen zu haben, dass die komplizierte und pharaonisch teure Konstruktion aus riesigen Stahlbarrieren, die das Meerwasser aus der Lagune fernhalten sollte, jemals funktionieren würde. Sicher war nur, dass die Unterhaltskosten jedes Jahr steigen würden. Federführend bei den zurzeit laufenden Nachforschungen nach wer weiß wie vielen verschwundenen Millionen war die Guardia di Finanza: Die örtliche Polizei wusste davon nicht viel mehr als das, was in den Zeitungen stand.

Nach den ersten Enthüllungen über das Ausmaß der Zweckentfremdung europäischer Fördermittel hatte man in der Stadtverwaltung rote Köpfe bekommen, erst vor Zorn, dann vor Verlegenheit, als ein hoher Beamter zunächst seine Unschuld beteuerte, dann aber doch eingestand, dass möglicherweise ein Teil der für das MOSE-Projekt bestimm-

ten Gelder in die Finanzierung seines Wahlkampfes geflossen sei. Aber niemals habe er einen einzigen Euro für sich persönlich verwendet, beteuerte er, offensichtlich in der Annahme, dass ein gekaufter Wahlsieg weniger verwerflich sei als der Kauf eines Brioni-Anzugs.

Brunetti liebäugelte kurz damit, sich entrüstet zu zeigen, aber sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, dass Empörung fehl am Platz war. Besser, man betrachtete den Fall wie ein Neapolitaner und sah das alles als Theater, als Farce, bei der unsere Politiker ganz in ihrer Rolle aufgingen.

Mehr war dazu nicht zu sagen, das sah er auch seiner Schwiegermutter an. Brunetti wechselte das Thema. »Du kennst sie schon lange, oder?«, fragte er mit einem kurzen Blick zum Kopfende des Tisches, wo Contessa Lando-Continui mit dem deutschen Journalisten sprach.

»Seit ich in Venedig bin«, antwortete seine Schwiegermutter. »Schon viele Jahre.« In Brunettis Ohren klang das nicht sehr begeistert, einmal abgesehen davon, dass Contessa Falier hier ihre Familie hatte. Überhaupt ließ sich seine Schwiegermutter selten über jene Stadt aus, deretwegen sie ihre Heimatstadt Florenz verlassen hatte.

»Sie kann sehr fordernd sein, aber auch sehr großzügig und herzlich.« Contessa Falier nickte, wie um ihre Aussage zu unterstreichen. »Das merkt man allerdings erst, wenn man sie näher kennt. Und das tun nicht viele.«

Contessa Falier sah sich verstohlen um, bevor sie leise hinzufügte: »Dies hier ist eine Ausnahme. Sie veranstaltet solche Geselligkeiten mit potenziellen Geldgebern nur ungerne.«

»Warum macht sie es dann? Die Stiftung hat doch sicher

eine Geschäftsstelle. Warum besorgt die nicht das Fundraising?»

»*Everyone loves a lord*«, erklärte Donatella leise auf Englisch.

»Wie meinst du das?«

»Sie ist eine Contessa. Die Leute wollen erzählen können, dass sie mit ihr an einem Tisch gegessen haben.«

»In diesem Fall«, meinte er mit einem Blick in die Runde, »ist es nicht einmal *ihr* Tisch.«

Die Contessa lachte.

»Mit anderen Worten, sie lädt die Leute an deine Tafel ein, und zum Dank spenden sie für Salva Serenissima?«, fragte Brunetti.

»So in etwa«, stimmte die Contessa zu. »Sie ist sehr engagiert. Und je älter sie wird, desto mehr ist es ihr ein Anliegen, dass junge Venezianer in der Stadt bleiben und ihre Kinder hier großziehen können. Sonst kümmert sich ja niemand darum.« Wieder sah sie sich erst um, ehe sie fortfuhr: »Was die Restaurierung der kleineren Mosaiken auf Torcello anbelangt, bin ich mir nicht sicher, wie gelungen sie ist. An manchen Stellen sind deutlich die neuen Steine zu erkennen. Aber bautechnisch wurde einiges verbessert, da hat Salva Serenissima schon viel gebracht.«